

»... zu leben in einer Zeit, die vorbei, oder nicht da ist«

Von einem, der auszog – Kleists Suche nach einer Lebensform über den Augenblick hinaus

von Nora Khuon

Wo ist der Platz, den man jetzt in der Welt einzunehmen sich bestreben könnte, im Augenblick, wo alles seinen Platz in verwirrter Bewegung verwechselt.« Diese Zeilen schreibt Kleist im Juni 1807 aus der Kriegsgefangenschaft in Châlons-sur-Marne an seine Cousine Marie von Kleist. Auch wenn Kleist sich beim Schreiben dieses Briefes im Ausnahmezustand des Kriegs befunden haben mag, könnte man jenen Satz als exemplarisch für Kleists gesamtes Lebensgefühl verstehen. Ruhelos, immer auf der Suche nach einer Ordnung, einer Lebensform, die länger währt als kurze Augenblicke, durchstreift er Europa und wechselt Berufe und Gesinnungen. Doch nicht nur in der Realität lotet er die Spielräume aus. Seine Literatur wird gleichsam bestimmt von Figuren, deren Leben und Erleben keine Kontinuität kennt. Kleist stellt seine Figuren in einen Versuchsraum, er treibt sie in Zustände der innersten Gespanntheit und Zerspaltenheit, lässt sie gegen eine Welt anrennen, die sie nicht begreifen, stürzt sie in die Tiefe ihres Inneren, das ins Bodenlose führt, setzt sie einem ständigen Wechsel der Empfindung und der Wahrnehmung aus.

Ganz konkret lässt Kleist uns dieses Schema der Diskontinuität in seiner Novelle *Das Erdbeben in Chili* werden. Jeronimo sieht keinen Sinn mehr im Leben, er will sich umbringen. Doch dann sucht ein Erdbeben die Stadt heim, und dieses verändert seine Situation. Nun will er leben, klammert sich an dem Pfeiler fest, an dem er sich erhängen wollte. Es ist die Umkehrung der Vorzeichen, in jeder Hinsicht. Der Todeswunsch wird zum Lebenswunsch, der Todespfeiler zum Lebensretter, die so fest geglaubte Gesellschaft stürzt in sich zusammen. Der allgemeine Umbruch, das Erdbeben, initiiert hier den persönlichen.

Welt und Ich fallen auseinander

In *Die Marquise von O...* vollzieht sich die Verrückung der Welt auf andere Weise. Einzig ein Gedankenstrich markiert hier die Geburt der Gegensätze, die im Folgenden an der Marquise zerran. In diesen Gedankenstrich legt Kleist die Zeugung des Kindes. Ob Vergewaltigung oder Liebesakt, in Ohnmacht oder bei klarem Verstand, ist hier nicht zu klären. Aber es ist ein Akt, der sich nicht im Bewusstsein der Marquise verankert und dessen Folgen doch alles verändern.

Bis zu diesem Zeitpunkt folgt ihre Welt klaren Regeln. Es gab Ordnungen, die Orientierung schufen, die sie und die Gesellschaft gleichermaßen anerkannten und die sie als tadellose Person konstituierten. Sie wusste, wer sie war: Mutter, Tochter, Witwe, ohne Schritt von ihrem gesellschaftlich vorgezeichneten Weg. Doch nun erlebt sie einen Einschnitt, der unerklärlich scheint. Ohne Wissen um einen Zeugungsakt findet sie sich schwanger. Welt und Ich fallen auseinander. Kleist mutet ihr in ungeheurerlicher Art und Weise die totale Entfremdung zu. Er trennt ihren Kör-

per von ihrem Bewusstsein. Diese Trennung bringt fast alles ins Wanken, so ihre familiäre Bindung, ihre gesellschaftliche Eingebundenheit, ihr Wissen um die Mechanismen der Welt und die Korrespondenz zwischen Erfahrung und Auswirkung.

Aber ihr Selbstwertgefühl bleibt in einer fast magischen Art und Weise davon unberührt. Sie erkennt die fassliche »Schuld« nicht an. Sie scheint durch diese Konfrontation mit der Unfasslichkeit Kräfte zu mobilisieren, die sie bisher nicht kannte: »Durch diese schöne Anstrengung mit sich selbst bekannt gemacht, hob sie sich plötzlich, wie an ihrer eigenen Hand, aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie herabgestürzt hatte, empor. (...) und wenige Tage nur waren (...) verflossen, als der Schmerz ganz und gar dem heldenmütigen Vorsatz Platz machte, sich mit Stolz gegen die Anfälle der Welt zu rüsten.« Die Marquise besitzt eine innere Intaktheit, die den Ansturm der Verunsicherung und des Unerklärlichen übersteht. Sie verneint das Leben nicht, sondern wendet sich ihm neuerlich zu. Sie beschwört sich selbst und findet in sich die letzte Instanz, die Struktur und Sicherheit bieten kann.



Doch dann reißt der Faden, der die Welt der Marquise zusammenhielt, an einem Punkt, der überrascht. Die Marquise verliert ihren Verstand, als sich derjenige als Erzeuger herausstellt, den sie für den reinsten und größten Helden hielt. Die Marquise scheint entäußert. Sollte Graf F. der Mann, den sie verehrt, der sie aus den Händen der Angreifer befreite, gleichfalls ihr Schänder sein? Alle Festigkeit bricht, sie wird krank, liegt im Fieber.

Vom Scheitern des Auszugs in die Welt

Der eigenen Dualität von Körper und Bewusstsein weiß sie zu begegnen. Der des Grafen F. aber, der Engel und Teufel in sich trägt, hat sie nichts entgegnen zu setzen: »... und da der Graf, in einer glücklichen Stunde, seine Frau einst fragte, warum sie, an jenem fürchterlichen Dritten, da sie auf jeden Lasterhaften gefaßt schien, vor ihm, gleich einem Teufel, geflohen wäre, antwortete sie, indem sie ihm um den Hals fiel: er würde ihr damals nicht wie ein Teufel erschienen sein, wenn er ihr nicht, bei seiner ersten Erscheinung, wie ein Engel vorgekommen wäre.« Die Ehe geht sie dennoch ein, ohne Verpflichtung auf ihrer Seite, doch mit allen auf seiner.

Nun vollzieht Kleist im Eiltempo die Versöhnung des Paares und auch die Versöhnung der Marquise mit der Ambivalenz der Welt. In anderthalb Seiten wird abgehandelt, was sich über Monate hinzieht und zum Happy End führt. Heirat, Vergebung, zweite Heirat, weitere Kinder und gemeinsames Glück. Kleist schenkt der Versöhnung keine Aufmerksamkeit. Fast zynisch wirkt das Tempo, mit dem er seine Protagonistin ins Glück zwingt. Seine Figur ist erlöst, doch eine Idee für die Auflösung der Widersprüche in der Realität birgt dieses Ende keinesfalls. Harmonie bleibt Kleist fremd, in der *Marquise von O...* als auch in der Realität. Sein Auszug in die Welt sowie sein Versuch, innerhalb der Literatur Alternativen durchzuspielen, scheitert. Der Wunsch, Ich und Welt in Einklang zu bringen, bleibt unerfüllt. »Ach, es ist meine angeborene Unart, nie den Augenblick ergreifen zu können, und immer an einem Ort zu leben, an welchem ich nicht bin, und in einer Zeit, die vorbei, oder noch nicht da ist.« ♦



Sowie die Marquise (Henrike Johanna Jörissen) das Etikett der Unehrenhaften erhält, wird der Graf F. (Oliver Kraushaar) heroisiert. Doch weder die eine noch die andere Zuschreibung greift; Kleists Figuren sind zerrissen zwischen den Polen.

In Kevin Rittbergers Inszenierung und Nora Khuons Dramaturgie der *Marquise von O...* am Schauspiel Frankfurt erhält Kleist (Andreas Uhse) selbst Form und Stimme, hier im Dialog mit der Marquise (Henrike Johanna Jörissen). Er interveniert, bildet, erfindet, aber gleichzeitig scheint ihm die Geschichte auch ebenso zu widerfahren wie seinen Figuren. [Fotos: Alexander Paul-Englert]



Die Autorin

Nora Khuon, 30, studierte an der Humboldt-Universität zu Berlin Neuere deutsche Literatur und Kulturwissenschaft, danach war sie Dramaturgin am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg und seit 2009 am Schauspiel Frankfurt. Hier bearbeitete sie gemeinsam mit dem Regisseur Kevin Rittberger *Die Marquise von O...* für die Bühne (Wiederaufnahme Herbst 2011). Für das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg erstellte sie die Bühnenfassung von *Michael Kohlhaas* mit der Regisseurin Crescentia Dünsser und war Dramaturgin von Kleists *Hermannsschlacht* (Regie Dušan Parizek).

nora.khuon@buehnen-frankfurt.de